

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 290.

Samstag, 31. Oktober.

1931.

„Die Faust im Unsichtbaren“ / Roman von N. Curt Jrmier.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sanders sagte ihm einige teilnehmende Worte. Wenn auf ihn selbst der Verschwundene wenig sympathischen Eindruck gemacht hatte, so tat ihm doch der alte Mann da vor ihm in seiner Erschütterung wirklich leid:

„Herr Rüdmann war schon lange bei Ihnen?“

„Acht Jahre — immer war er so brauchbar und zuverlässig. Was mag ihm nur geschehen sein?“ murmelte der Alte. Sein ganzes lautes, lebensvolles Wesen war wie verwandelt.

„Und denken Sie, Herr Sanders, es gibt nirgends eine Spur. Die Polizei ist ratlos. Er ist wie vom Erdboden verschluckt. Er ist weder in Dornbach angekommen, noch auf dem Wege dorthin von jemanden gesehen worden — die Chaussee ist freilich wenig belebt — auch seine Wohnung hat er nicht betreten. Es ist ein Rätsel — ein Rätsel!“

Ganz verzweifelt starrte er vor sich hin. Er wirbelte nur immer den langen weißen Schnurrbart durch die Finger.

Sanders goß ihm einen Rognac ein.

„Sie sind zu liebenswürdig, Herr Sanders,“ dankte Petersen. Dann gab er sich einen Ruck: „Was müssen Sie von mir denken, daß ich Ihnen erst heute genauen Bescheid bringe. Aber ich hoffe immer, Rüdmann würde noch wiederkommen. — Na . . . nun war ich heute in aller Frühe selbst in Dornbach — es wohnt nämlich jetzt noch nicht einmal ein Kastellan draußen, daher besorgt mein Büro die Verwaltung. Es ist alles bereit — wenn es Ihnen paßt?“

„Gern, ich bin sofort bereit.“

Petersen machte eine zustimmende Verbeugung.

Schon hatte Sanders den Telephonhörer von der Gabel genommen, rief in den Schalltrichter, sprach mit dem Portier.

„Das Auto fährt gleich vor,“ sagte er dann zu Petersen.

Als sie das Zimmer verließen, kehrte er schnell noch einmal um, nahm einen Revolver aus der Schreibtischschublade, ließ ihn in die Tasche gleiten und folgte dann dem vorausgegangenen Kaffier.

Rasch brachte sie der Kraftwagen aus der Stadt heraus, brummte auf gutgepflegten, schneeweißen Beinen, dichte Staubwolken hinter sich gegen die grünen Tannenwände legend, durch den Stadtforst, bog nach kurzer Fahrt über Felder und Wiesen in eine herrliche alte Lindenallee ein.

An deren Ende tauchte ein grünes Schloßchen auf — Dornbach war erreicht. Es war ein langgestrecktes Gebäude mit einem Stodwerk über dem Erdgeschoß. Ein kurzer Seitensügel sprang nach rückwärts. In den französischen Fenstern, groß wie Türen und mit kleinen Gittern davor, spiegelte sich die Morgensonne. Tief zog sich ein Mansardendach, wie ein in die Stirn gedrückter Dreimaster, über das Mauerwerk hinunter. Das Ganze war ein steingewordener Traum vergangener Zeiten.

Mit kurzem Bogen umfuhr der Wagen ein Rasenrondell, hielt. Sehr gespannt stieg Sanders aus. Über eine Freitreppe gelangten die Besucher in eine geräumige Halle. An deren Wänden standen riesige, alte öf-

fische Sahumavasen. Rot und gold und blau und weiß lag es leuchtend darauf. Gravitätisch mit verrenkten Gliedern schritten löwenähnliche Fabeltiere darüber hin, unwahrscheinlich hineingestellt in Landschaften mit verschobener Perspektive.

Hirschgeweihe überkrusteten die Wände. Dazwischen hingen vergilbte Riedinger-Stiche, Jagdszenen und die einzelnen Phasen der „Hohen Schule“ darstellend.

Von der Halle aus führte eine breite, braune Eichtreppe in das Obergeschoß, liefen nach rechts und links durch das ganze Schloßchen lange Korridore. Auch deren Wände waren fast zugebedeckt von Jagdtrophäen, Gemälden und alten Brunnenschranken. Auf die Gänge mündeten die weißgoldenen Türen aller Zimmer.

Petersen schloß die erste Tür auf, verschloß sie dann sorgfältig wieder, nachdem er mit Sanders eingetreten war. Die Zimmer standen alle miteinander in Verbindung. Beklemmende Luft war in ihnen, die schweren Stoffe strömten sie aus, die alten Hölzer. Es war jenes undefinierbare Etwas, das die Gebrauchsgegenstände vergangener Geschlechter so oft an sich haben — so, als striche die längst vermoderte Hand des ursprünglichen Besitzers noch immer und immer wieder lieblosend darüber hin. Und in den süßlichen Modergeruch mischte sich etwas Herbes, wie ein Hauch von eingetrockneten Tränen, die einst hier geweint.

Die Möbel waren ein buntes Stilgemisch, in den Jahrhunderten zusammengetragen, die meisten in den graziösen, fröhlichen Formen des Rokoko geschweift, mit zarten hellen Seidenstoffen überzogen.

Schweigend schritten die beiden nebeneinander her.

Man hörte nichts als das Summen des sommerlichen Getiers von den offenen Fenstern her in der lastenden Stille.

Das letzte Zimmer war das Bibliothekszimmer. Die Wände des kleinen Gemaches waren bis zur Decke hinauf mit Bücherregalen bedeckt. Es war eine fast laufende Reihe von Fächern, kein Zwischenraum zwischen ihnen. Und darauf Lasten von Büchern, gesammelt von Generationen wissenschaftlicher Menschen. Braun und altersschwarz, rot und dunkelgrün schimmerte Buchrücken an Buchrücken, türmten sich Folianten über Folianten.

„Es ist eigentlich gewaltig: die Gedanken so vieler erlauchter Geister aller Epochen in einen einzigen Raum gebannt, Freund und Feind nebeneinander. Man braucht nur solch Buch zu öffnen, dann werden die Gedanken frei, werden lebendig — heute wie einst.“

Sanders sagte es und betrachtete neben Petersen die Titel. Ein reibendes, schiebendes Geräusch veranlaßte sie, sich umzuschauen — ein dickleibiger Band fiel aus einer Reihe ziemlich lose stehender anderer heraus, fiel mit dumpfen Krach auf den Fußboden, öffnete sich . . .

Knitternd blätterten die Seiten, lagen ruhig. Eine kleine Staubwolke zitterte empor, flimmerte in der Sonne.

Betroffen traten die Herren unwillkürlich an das offene Fenster zurück, in das hellstutende Sonnenlicht.

Sanders lachte auf: „Ganz im Stile des Spulschlosses.“

Dann hob er das Buch auf. Es war ein in Schweinsleder gebundenes altes englisches Reisewerk — über Indien.

Er blickte auf die aufgeschlagenen Seiten, zwischen denen das Lesezeichen, ein am Buchrücken befestigtes, verschossenes grünseidenes Band, lag und überflog den Text: Der beschrieb den Moesi — den Moesi, an dessen Ufern seine Plantage gelegen hatte . . .

Sein Auge blieb zufällig auf der Seitenzahl haften, links 283, rechts 284.

Wie seltsam, daß gerade dieser Abschnitt aufgeschlagen war! Automatisch, gedankenlos murmelte er immer wieder vor sich hin: „283, 284 — 283, 284.“

Da schoß es wie ein heißer Strom durch seinen Körper: 284 — — — die gleichen Ziffern . . . wie das Datum . . . des Tages von Benares!

Angst fiel ihm an — kein Wehren dagegen half — gierig krallte sie nach ihm und — er starrte die Zahl 284 an — noch einmal und noch einmal. Fuhr mit dem Finger darüber hin, als könnte er da etwas wegwischen — denn: 28 und 4 trennte ein Punkt — — — ein mit einer Nadel gestochener Punkt!

Seine Gedanken jagten sich, kreisten wirbelnd, suchten, suchten . . . bis sein Kopf brannte wie der eines Wüstenwanderers, der ungeschützt den sengenden Strahlen der heißen Sonne ausgelegt ist.

„Es ist wohl ein interessantes Buch?“ schlug Petersens freundliche, laute Stimme an sein Ohr.

Er riß sich zusammen. Der andere brauchte nichts zu merken. „Es schien . . . mir . . . sehr interessant“, sagte er leise, klappte das Buch zu und wollte es an seinen Platz stellen.

„Was mich aber jetzt noch mehr interessiert“, murmelte er, als er an das Regal herangetreten war, ist das, wie das Buch überhaupt hat herausfallen können. Hier hat es sich im Staub der Buchrücken ganz deutlich abgezeichnet. Es hat mit allen anderen Büchern genau in der gleichen Linie gestanden — nicht im geringsten weiter vor . . . und weit vom Rande fort.“

„Hm“, machte Petersen etwas hilflos.

„Ja, ja — Bücher bergen Leben“, sagte Sanders, an der Tür stehenbleibend und noch einmal nachdenklich zurückblickend.

Der nächste Raum, den man betrat, war der Festsaal. Er lag für sich allein in dem zurückspringenden Seitenflügel. Er hatte die Höhe von zwei Stockwerken. Graziöse Gemälde — tanzende Amoretten schmückten die Decke. Aus dem Kristall der drei Lüster schlug die Sonne vielfarbig sprühende Funken heraus. Alles war Weiß und Gold, dazwischen gebrochenes Blau. Nur an den beiden Schmalwänden standen dunkel von Schildpatt zwei mit Gold eingelegte Boulestinne. Hinter denen spannten sich große Aubussons mit köstlichen Schäferjungen.

„Schön . . .“ sagte Sanders, als sie über den Korridor nach oben schritten. Der lange Flur war gleichzeitig eine Bildergalerie. Ahnenporträt hing neben Ahnenporträt. Sanders betrachtete sie flüchtig. Vor einem davon, einen bezopften Rüstassergeneral aus den Tagen des siebenjährigen Krieges darstellend, blieb Sanders stehen.

„Sehen Sie nur, wie sprechend lebendig! Nur die Augen — die sind so seltsam erloschen — ich glaube, das Bild ist von Pesne . . .“

Sanders trat dicht an das Bild heran und suchte nach der Signatur.

Doch seine Augen wurden abgelenkt, wurden wieder unwiderstehlich von den Augen des Bildes angezogen.

Ärgerlich riß er sich los: „Das Studium eigentümlicher Augen wird wohl nächstens meine fixe Idee“, brummte er.

Als sie auch das obere Stockwerk angesehen hatten, erzählte Sanders kurz entschlossen seinem Begleiter die merkwürdige Geschichte von der telephonischen Drohung.

Petersens Erstaunen war echt. Gar nicht beruhigen konnte er sich.

„Dem alten Mann kann man wirklich vertrauen“, sagte sich Sanders, „mit dem kann man auch ein offenes Wort reden — — —“

So fragte er ihn gerade heraus, ob nicht ein Angestellter aus seinem Büro der Anrufer oder Urheber des Anrufes gewesen sein könne.

„Es kann keiner telephonieren, ohne daß ich es merke, denn ich habe die Tür stets offen — ob einer heimliche Wege geht . . .“ er zuckte die Achseln, „nun, — das weiß ich natürlich nicht. Ich kann es nicht glauben, denn ich kenne alle schon längere Zeit, halte alle für zuverlässig.“

„Ich muß Ihnen gestehen — ich hatte Ihren Profuristen ein wenig in Verdacht, bis ich dann erfuhr, daß er selbst scheinbar ein Opfer geworden war — ja . . . wessen?“

„Rückmann . . . Rückmann in Verdacht? Nein — nein — für den lege ich meine Hand ins Feuer.“

„Ein Menschenkenner scheinst du nicht zu sein, alter Mann“, dachte Sanders. „Diesmal kannst du vielleicht wirklich die Hand für den anderen ins Feuer legen — aber unbesehen, sonst? — — — Mir wären meine Hände zu lieb dazu.“ Er wechselte das Thema.

Nach beendetem Rundgang im Hause fragte Petersen etwas zaghaft: „Ich fürchte, nach all dem ist auch Ihnen der Geschmack an Dornbach verdorben worden?“

Sanders überlegte. Der Besuch gefiel ihm, noch mehr wünschte er sich, bald ein Heim zu bekommen — etwas anderes war augenblicklich hier nicht zu haben.

Daß einige eigentümliche Zufälle sich ereignet hatten — ah bah! —

Er empfand sogar jetzt einen seltsamen inneren Zwang, das Gut zu erwerben.

„Ich kaufe, Herr Petersen“, sagte er.

Dem Alten fiel ein Stein vom Herzen.

Daß er die Dornbacher Provision wirklich noch einmal verdienen könnte, hatte er schon lange nicht mehr für möglich gehalten. —

Die Domuhr schlug zwei Uhr, als sie wieder vor der „Goldenen Traube“ hielten und sich trennten. Nur mit Mühe konnte Sanders den bescheidenen Petersen dazu bewegen, sich im Auto nach seinem Büro weiterfahren zu lassen. Gerade war der Wagen um die Ecke verschwunden, da kreischte es wieder, wie gestern abend, die Straße herunter, wurden Zeitungen ausgerufen. Nur gelte es diesmal: „Mittags-Ausgabe! Eine Spur des Verschwundenen!“

Um die Ecke am Hotel bog der Zeitungsverkäufer, ein außergewöhnlich kleiner, verwachsener, älterer Mann.

Er blieb vor Sanders stehen, als er dessen Blicke mit Interesse die Überschrift überfliegen sah.

„Das Neueste?“ fragte der mit spitzer, heiserer Stimme.

„Ja, geben Sie her.“

Im Hinausgehen entfaltete Sanders die Zeitung bereits, überschlug den politischen Teil, das Handelsblatt, suchte nach dem Lokalen. Mit halbem Ohr hörte er immer noch die gellende Stimme des Zeitungszwerges, doch jetzt schon weit unten am anderen Ende der Straße.

Vor dem Kist blieb er stehen.

„Ah, hier“ — aus einem Wassertümpel im Stadtfors, nicht weit ab von der großen S-Krümmung der Dornbacher Chaussee, hatte ein Förster das Motorrad Rückmanns gezogen . . . verbeult, mit Blutsleden am Sattel und auf dem Reifen des Hinterrades! —

Das schien alles zu sein. Er blätterte um, — schreckte zusammen. Ungläubig starrte er auf die nächste Seite . . . hielt sie weit von sich ab. Auf dem sonst völlig unbedruckten Blatte stand in fetten Druckbuchstaben: 28 — 4. —

Wie er in den Kist, wie er in sein Zimmer kam — er wußte es nicht. Vor seinem Schreibtisch brach er zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tragödie des Marshalls Bazaine und der „Verrat von Metz“!

Die Kämpfe um Metz im August 1870, die siegreiche Abwehr der verschiedenen Durchbruchversuche der französischen Rheinarmee unter dem mit ihr in Metz eingeschlossenen Marshall Bazaine, der Fall der Festung haben in dem Herzen des deutschen Volkes die tiefe, große Freude nicht auszulösen vermocht, die sich an den Namen „Wörth“, „Sedan“ oder an die Wiedereroberung Straßburgs am 28. September 1870 geknüpft haben. Wohl wegen des schweren, blutigen Ringens, das mit der Bezwingung der „jungfräulichen“ Feste Metz verbunden war. Fürchtbar waren die Verluste in den Augstkämpfen gewesen! König Wilhelm hatte am 19. August aus Rezonville der Königin Augusta geschrieben: „Ich scheue mich, nach den Verlusten zu fragen und Namen zu nennen, da nur zu viele Bekannte genannt werden, oft unverbürgt. Dein Regiment soll sich brillant geschlagen haben. Ich wollte hier biwadiere, fand aber nach einigen Stunden eine Stube, wo ich auf dem Bett des mitgeführten königlichen Krankenwagens ruhe und, da ich nicht ein Stück meiner Equipage von Pont-à-Mousson bei mir habe, völlig angezogen seit dreißig Stunden bin. Ich danke Gott, daß er uns den Sieg verleiht!“ — „Ich scheue mich, nach den Verlusten zu fragen.“ — Die der Deutschen waren ungeheuer: über 20 000 Mann, darunter von der Garde 8200 mit Einschluß von über 300 Offizieren. Die Franzosen hatten angeblich nur 13 000 Mann verloren. Die drei Schlachten um Metz am 14., 16. und 18. August hatten demnach 40 000 Verwundete und Tote auf deutscher Seite, auf beiden etwa an 80 000 gekostet! Die Tränen über diese Verluste haben den anfänglichen Siegesjubel in Deutschland erstickt und Freude über den gewaltigen Waffenerfolg niemals mehr richtig ausleben lassen. Auch dann nicht, als Metz am 27. Oktober 1870 endlich fiel. Bazaines letzter größerer Ausfall erfolgte am 7. Oktober; er scheiterte an der bewährten Tapferkeit der Division Kummer. Die Erhebungen Bazaines über seine Vorräte ergaben, daß die Lebensmittel nicht mehr weit über den 30. Oktober vorhielten. Der größte Teil der Pferde war bereits geschlachtet, die Kavallerie mithin nicht mehr beritten, die Artillerie ohne Bespannung; die Spitäler füllten sich infolge der mangelhaften Verpflegung. Der Marshall vereinigte am 10. Oktober seine Korpskommandanten zu einem Kriegsrat und legte ihnen die Frage vor, ob man in Unterhandlungen mit dem Feind eintreten solle, um eine annehmbare „Konvention“ zu erlangen. Der Kriegsrat bejahte: sofort müsse es geschehen, ehe die äußerste Not den äußersten Preis zu zahlen zwingt; erlange man keine annehmbaren Bedingungen, so müsse noch ein letzter Versuch gemacht werden, sich durchzuschlagen. General Boyer kam demzufolge am 13. Oktober in Versailles an und forderte freien Abzug der Armee mit Waffen und Gepäc gegen die Verpfichtung, während des Krieges nicht mehr gegen Deutschland zu dienen. Das Angebot wurde abgelehnt; Bismarck ließ antworten, daß bislang nur eine französische Regierung zu Recht bestehe: die der Kaiserin-Regentin Eugenie in dem englischen Dorfe Chislehurst und daß man sich den Weg offen halte, mit dieser zu verhandeln. Am 18. Oktober war Boyer bereits wieder in Metz; ein Kriegsrat wurde berufen: nur eine einzige Möglichkeit zur Rettung war noch vorhanden: wenn die militärische Frage zugleich mit der politischen gelöst wurde; wenn die Kaiserin-Regentin, an welcher man festhielt, sofort Frieden schloß und die Armee als eine kaiserliche, als die Armee der Ordnung das kaiserliche Regime zugleich mit einem Frieden, wie man sich ihn denken konnte, dem Lande zurückbrachte oder auflegte. General Boyer reiste nach Chislehurst, lehrte aber unverrichteter Dinge zurück. Bazaine berief am 24. Oktober einen neuen Kriegsrat. Dieser forderte von dem Prinzen Friedrich Karl freien Abzug der Armee nach Algier, der Prinz seinerseits verlangte bedingungslose Übergabe der Armee und der Festung. Der Kriegsrat vom 26. Oktober mußte endlich die Notwendigkeit der Kapitulation anerkennen. Am 27. Oktober, abends 11 Uhr, konnte Prinz Friedrich Karl dem König telegraphieren: „Heute abend zehn Uhr im Schloß Frescaty Kapitulation durch General Sieckle abgeschlossen. Am 29. Oktober werden 173 000 Mann mit drei Marshällen und über 6000 Offizieren kriegsgefangen und Forts wie Festung Metz von uns besetzt.“

Am Nachmittag des 29. Oktober fand der Ausmarsch der kriegsgefangenen französischen Armee durch sechs Tore der Festung gleichzeitig statt. Prinz Friedrich Karl wohnte dem Defilieren der französischen Kaisergarde persönlich bei. Er schreibt über diesen wohl bedeutsamsten Augenblick seines Lebens in seinem Tagebuch: „29. Oktober. Regen, Nebel. Mein Befinden wegen kleinen Rückfalls (Rippenfellent-

zündung) nicht besonders. Langenbed besetzte mich mit Papier wie eine Litschkäule. Das Pommerische Königs-Grenadier-Regiment Nr. 2 und das Reumärkische Dragoner-Regiment Nr. 3 sollen als älteste Vertreter der hier anwesenden Armee neben mir stehen... der eben zum General avancierte Juven-Oberst Giraud, mit dem ich mich sehr lange unterhielt, führte diese Kolonne, bei der sonst kein General oder Colonel bemerkt wurde. Zuerst kamen die Karabinieris — superbe Leute — wie die gesamte Kavallerie und Artillerie zu Fuß, dann Garde-Kürassiere, Garde-Lanciers, Gensdarmes, wobei ein Betrunkener, der einzige in dieser Kolonne! — Endlich die Garde-Infanterie. Diese Truppen sahen unvergleichlich gut aus, und wer mit diesen nicht schlagen bzw. sich nicht durchschlagen konnte, muß das selbst vertreten! Diese Truppe konnte alles leisten! Sehr hübsch und imponierend war die Art, wie die Juven mich grüßten, jeder verschieden, alle militärisch... Anstandslos war auch, wie die Offiziere, die Frankreich die Rapporte übergaben, die Mützen abnahmen und hielten, und rührend, wie die alten Soldaten von einzelnen Offizieren Abschied nahmen.“

Im Schloß zu Corny traf Prinz Friedrich Karl mit dem Marshall Bazaine zusammen: „In Corny Marshall Bazaine begrüßt. Er sieht mehr polnisch als französisch aus, war unbefangen und gar nicht bewegt. Er fing gleich damit an, daß er anerkannte, er habe es mit einem „ennemi loyal“ zu tun gehabt, wofür ich ihm danke, und er freute sich, daß ich den Offizieren den Säbel gelassen!... Ich meinte, der Eindrud in Europa würde immens sein, den der Fall von Metz hervorbrachte, von dem in Frankreich versprache ich mir wenig, denn auf den Marshall und dessen Armee, die das republikanische Frankreich als gut kaiserlich kenne, habe dieses schon längst nicht mehr gerechnet.“ — „Ja, leider“, sagte er, „man hat nichts für mich getan“, aber in bezug auf den Fall von Metz meinte er doch, er würde seines Eindrudes in Frankreich nicht verfehlen. Für seine Person schien er insofern besorgt, als er kein Vermögen habe. Er würde gern in der Nähe der Garde bleiben, die er befehligt habe, um für sie zu sorgen. Heute reitet er nach Pont-à-Mousson und schlug meinen Wagen aus. Er will gegen Insulten des Böbels geschützt sein und bittet, so bald als möglich nach Deutschland fahren zu können. ... Heute war ein interessanter und bedeutungsvoller Tag. Ein Stück Weltgeschichte sollte sich ab vor meinen Augen.“ (Foerster, Denkwürdigkeiten des Prinzen Friedrich Karl, 2. S. 303, Berlin 1919.) Bazaine ging zusammen mit den Marshällen Leboeuf und Canrobert nach Kassel in Kriegsgefangenschaft, wo Napoleon seit dem 4. September auf Wilhelmshöhe weilte. Mit Erlaubnis König Wilhelms und unter ausdrücklicher Zustimmung Bismarcks hat auch die Kaiserin Eugenie den gefangenen Kaiser dort besucht, so daß alle Stützen der kaiserlich-französischen Regierung dort versammelt waren. Nach Beendigung der Kriegsgefangenschaft schleuderte Gambetta die Anklage des Betratts dem Marshall entgegen. „Bestochen und erlauft“ sollte der Marshall von den Deutschen sein, sich selbst in das Hauptquartier des Prinzen nach Corny begeben haben. Am 6. Oktober 1873 wurde gegen Bazaine das Kriegsgericht unter dem Vorsitz des Herzogs von Aumale im Schloß Trianon eröffnet. Am 10. Dezember wurde, trotzdem keine einzige wirklich belastende Tatsache nachgewiesen werden konnte, Bazaine unter dem Druck der öffentlichen Meinung zur Degradation und zum Tode verurteilt. Der damalige Präsident der Republik, Marshall Mac-Mahon, begnadigte den früheren Waffengefährten zu zwanzigjähriger Kerkerhaft, der er sich im Jahre 1874 durch seine Flucht von der Insel Sainte Marguerite nach Spanien entzog. Zur Ehrenrettung seines früheren Gegners hatte Prinz Friedrich Karl an Bazaines Verteidiger, den berühmten Rechtsanwalt Lachaud, am 23. November 1873 geschrieben: „Ich erkläre, daß während der Belagerung von Metz der Marshall Bazaine niemals in mein Hauptquartier nach Corny gekommen ist. Ich habe den Marshall Bazaine zum ersten Male am Abend des 29. Oktober 1870 gesehen, wo er Metz nach der Kapitulation verließ.“ Am 6. Dez. 1873 schrieb Prinz Friedrich Karl nochmals an Lachaud: „Ich erkläre, daß ich volle Hochachtung hege für den Marshall Bazaine wegen der Energie und Hingebung, die er bewies, um die Verteidigung von Metz bis zur äußersten Grenze zu treiben.“

Auch der französische Botschafter am Berliner Hof, Comte de Gontaud-Biron (1872 bis 1877), erzählt in seinen Memoiren, daß sowohl der alte Kaiser, wie auch Prinz Friedrich Karl, Molke und sämtliche Generale ihm gegenüber ausgesprochen hätten, daß der Marshall in vollem

Amf

ang seine Pflicht erfüllt habe. Aber die Legende vom Verrat des Marshalls Bazaine ist nicht zu beseitigen gewesen; sie spukt noch heute in Frankreich.

Der einst so gefeierte „Marshall von Frankreich“, Achille Bazaine, ist am 23. September 1888 in tiefer Armut, völlig verlassen, im hohen Alter von 77 Jahren in Madrid, wo er nach seiner Flucht sich niedergelassen hatte, gestorben.

Dr. Ludwig Roth.

Ein „echter Lehmann“.

Von Theodor Mund.

„O mei, Anton! Was bringst denn da wieder für a Lump daher?“ Kopfschüttelnd besah sich Frau Benzl das kleine Bild, das ihr Mann mit nachhause gebracht hatte.

„Da tanst nix machen, Benzl! Ich hab' ihn zwar recht g'schimpft, den Gerstl, weil er wieda sei Miete net zahlt hat, aba was halt bei die Kunstmalter is, der Bazi hat too Geld, und z'wegen dem hat er mir des Bild als Pfand geben, bis er sei Miete zahlt hat.“

„Als Pfand und iost nix. Der kommt mir g'rad recht, der Herr Kunstmalter!“ Frau Benzl hatte die Hosen an. Ihr faltiges Gesicht bekam einen harten Ausdruck. „Des is a Unverschämtheit!“

„Aber der Gerstl hat g'sagt, des is a echter Lehmann!“

„A echter Lehmann! Daß i sei net lach! Freili, a echter Lehmann, und du . . . du bist a echter Huber!“ höhnte sie. „Und weils du's bist, schmiert er di aus, der Butsche, der windige . . .“

Ihr Redeschwall wurde unterbrochen. Es lautete: „Sakrament, Sakrament! Wer kommt denn jeh' wieder daher! Und no dazu unterm Essen! Des hob i gern.“ Knurrend stand Huber auf, schob seinen Bauch hinaus und öffnete. Ein elegant gekleideter älterer Herr stand vor ihm.

„Verzeihung, wenn ich störe. Mein Name ist von Krottwitz! Der Kunstmalter Gerstl, der in Ihrem Hause wohnt, hat mich wegen eines Bildes an Sie gewiesen.“

„Z'wegen an Bild?“ fragte Huber ungnädig.

„Jawohl, er ist im Besitze eines echten Lehmanns, den er Ihnen als Pfand für seine Miete gegeben hat. Ich habe Interesse für das Bild und möchte es kaufen.“

„Ja, gib's des a?“ dachte Huber. Dann nötigte er, plötzlich lebenswürdig geworden, den Fremden in die Wohnung. — — — „ . . . und da wollen Sie dem Gerstl 100 Mark für dös Bild zahl'n? Is dös jehz wirklich so viel wert?“ Huber machte ein einfältiges Gesicht.

„Versteht sich! Das ist sogar noch viel mehr wert. Der Kronau — Sie kennen doch die Kunsthandlung?“

„Die kenn i freili.“

„Also der Kronau, versichere ich Sie, kauft mir das Bild sofort für 200 Mark ab. Ich darf Ihnen darum gleich“ — er zog seine Brieftasche und entnahm ihr einige Scheine — „die rückständige Miete des Herrn Gerstl, es sind ja wohl sechzig Mark, auszuhändigen.“

„Aber bitte, das hätte doch keine Eile gehabt“, sagte Huber verbindlich, nahm das Geld und steckte es ein.

„Auch möchte ich Sie bitten, das Bild sofort wieder Herrn Gerstl zuzustellen, damit ich den Kauf noch heute perfekt machen kann. Übrigens —“ Krottwitz lächelte verschmüht — „der Gerstl braucht nicht zu wissen, was das Bild wirklich wert ist.“

„Dös braucht er a net“, sagte Huber grinsend. „I sag's ihm g'wiß net. Da können's unbesorgt sein. Der Hungerleider, der daniische, kann z'frieden sein mit dem, was er kriegt.“ Höflich geleitete Huber seinen Besuch bis zur Tür.

„Ja, da hört sich doch alles auf. 120 Mark hast du dem Lumpen, dem Gerstl für den Schmarn zahlt? Da hört sich doch alles auf!“ Benzl war außer sich.

„Daß dös Weibsbilder auch gar keine Vernunft annimmt. In alles drein reden, freili, dös könn't's. Aber mit dem Verstand, o mei, da fehlt's weit.“ Er lachte kurz auf. „I werd dös G'schäft auslassen, wo der Preiß mir selbst g'sagt hat, daß ihm der Kronau 200 Mark zahlt. Und er woas es do g'wiß. Keine Liebe, das ist ein echter Lehmann“, sagte er bedeutungsvoll hinzu, „der“, wo einen Kunstwert besitzt. A schönes Bild. I hab dös glei kennt. Da hast dafür keinen Blick. Am liebsten tät i behalten . . .“

„Das auch noch. I will dir was sagen. Verkaufst du das Bild morgen nicht an den Kronau für 200 Mark, laß i mi scheiden. Daß du's weißt.“ Empört verließ sie das Zimmer.

„Leere Versprechungen“, brummte Huber vor sich hin, holte sich Hut und Mantel und ging an seinen Stammtisch. — —

„ . . . Und zweifellos haben dieser Krottwitz und dieser Gerstl unter einer Decke gesteckt und haben Sie reingelegt, Herr Huber“, sagte der Kunsthändler. „Dieser Lehmann ist ein Name ohne jede Bedeutung.“ Huber stand da wie ein begoffener Pudel.

A so a Blamage! Das war ja net zum Ausdenken. Was würde nur um Gotteswillen die Benzl sagen?

Lächerlich! Wegen der lumpige 120 Mark. Immerhin erfahren dürfte sie nichts.

„I wer Ihne sagen, Herr Kronau“, meinte er schließlich, „i laß Ihna das Bild einstweilen da.“

„Das können Sie ruhig machen“, meinte lächelnd der Kunsthändler. „Es steht Ihnen jederzeit wieder zur Verfügung. Denn weder ich, noch mein Nachfolger, der in einigen Tagen mein Geschäft übernimmt, haben die geringste Verwendung dafür.“

Huber ging auf seine Bank.

„Sel, da schaust, Benzl! 200. — Mark hat er bezahlt, der Kronau.“

Mit einer überlegenen Geste warf er die Scheine auf den Tisch. „Mein künstlerisches Urteil hat sich bewährt . . .“

„Künstlerisches Urteil! Red nur net gar so g'schwollen daher“, sagte sie bissig und sah ihn mißtrauisch an. Sie traute der Sache nicht recht, hatte das Empfinden, daß er sie belog. — Einige Tage vergingen, dann hielt sie es nicht länger, und sie ging in die Kunsthandlung. Hier würde sie alles erfahren. —

„Ob vor etwa einer Woche ein Lehmann von uns angelauft wurde?“ fragte sie verwundert der Kunsthändler — es war bereits der Nachfolger Kronaus. „Mir ist nichts bekannt. Aber ich werde nachsehen. Die Firma ist erst seit einigen Tagen in meine Hände übergegangen, und ich habe den Bestand noch nicht so genau im Kopfe.“

„Aha“, dachte Benzl. Er ging in sein Lager suchen. Suchte und fand schließlich in einer Ecke das kleine Bild. Erstaunt betrachtete er es. Wie hatte der Kronau nur dieses Stück erwerben können? Er, ein so ausgezeichnete und bekannter Kunstkenner. Unbegreiflich!

„Handelt es sich vielleicht um dieses Bild?“ fragte er Benzl und hielt es ihr hin. Sie war platt.

„Allerdings“ kam es zögernd von ihren Lippen. „Und — das haben Sie mit 200 Mark bezahlt?“

„Wie meinen?“ sagte er überrascht.

„Nun ja, mein Mann erklärt, wenigstens diesen Betrag für das Bild von Herrn Kronau bekommen zu haben.“

„Wenn Ihr Herr Gemahl es sagt, wird es auch so sein.“ Er zuckte unmerklich mit den Achseln und vermochte nur mit Mühe sein Staunen zu verbergen.

„Herr Kronau hat offensichtlich großen Wert auf das Bild gelegt.“ Und er hat es nicht zu hoch bezahlt?“ fragte sie unsicher. „Aha“, dachte er „die wundern sich auch“. Aber er sah keinen Grund, sein Bestreben über den Fall zu äußern. Denn was ging diese Frau der Preis an, den Kronau ausgesetzt hatte?

„Durchaus nicht, gnädige Frau“, erwiderte er zurückhaltend.

„Herr Kronau ist doch Geschäftsmann.“

Jetzt machte sich Benzl Vorwürfe. Wie unrecht hatte sie ihrem Manne getan, wie schlecht hatte sie ihn behandelt. — Sie mußte es wieder gut machen. Und Benzl, die sparlame Hausfrau, gab sich einen Ruck. — Eine Woche später hatte Huber seinen Namenstag. Benzl selbst führte ihn an den reich mit Gaben geschnitten Tisch.

Wie vom Donner gerührt, blieb er stehen. An zwei große Zigarrenkisten gelehnt, von Blumen umkränzt, stand der echte Lehmann.

„Ich habe dir unrecht getan, Anton“, sagte sie weich. „Ich habe es eingelesen und wollte dir darum eine besondere Freude machen . . .“

„Und da — da hast du den Lehmann retour kauft . . .?“

„Ja, und zwar für den gleichen Preis . . .“

„200 Mark?“ unterbrach er.

„Ja, der Nachfolger von Kronau hat es wohl aus Gefälligkeit getan.“ Huber verschlug es die Stimme.

„Scho recht!“, brachte er mühsam heraus.

Himmel Herr Gott Sakrament! 320 Mark kostete jetzt der G'spaß. Aber Huber sagte nichts, kein Sterbenswort. Er traute sich nicht.

Braune Ebene.

Nun wird der Ader wieder leer und braun.
Aus kahlen Kronen letzte Blätter gleiten.
Frei springt der Wind herein von allen Seiten,
Und eines Morgens steht bereift der Zaun.

Dann liegt die braune Eb'ne ernst und schwer
Auf unsern Wegen in den Nebeltagen,
Und wohlgefüllte Erntemieten ragen
Wie ries'ge Herbstgespenster um uns her. — —

Wie braune Eb'ne liegt vor uns die Welt.
Wir haben tausend Hoffnungen begraben
Und pflügen nun, umkränzt von den Raben,
Ernst und entschlossen braunes Zukunftsfeld.

Ernst Jungmann.